

Markus Nicolay

Kann und darf Priesterbildung „zeitgerecht“ sein?

Überarbeitete Fassung eines Vortrages aus Anlass meiner Promotion durch die
Fakultät Katholische Theologie der Otto-Friedrich-Universität Bamberg am 11. Mai 2007.

So die Frage, mit der ich mich in den letzten neun Jahren intensiv auseinandergesetzt habe. Ich musste dies tun, weil ich von 1998 bis 2005 das Amt eines Subregens am Bischöflichen Priesterseminar in Trier bekleiden durfte. Hier war ich zusammen mit Regens und Spiritual in die Verantwortung gestellt, Priesterkandidaten auf ihrem Weg ernsthaft und reflektiert zu begleiten. Ich durfte mich mit den Fragen zeitgerechter Priesterbildung auch deshalb intensiv auseinandersetzen, weil ich durch besondere geschichtliche und personelle Konstellationen in die Lage versetzt wurde, ein neues Element für die Priesterbildung unseres alten Trierer Bistums zu konzipieren, zu implementieren und während vier Jahren verantwortlich zu leiten: eine sog. propädeutische Phase oder ein Propädeutikum, eine Zeit der Vorbereitung und Einübung zu Beginn der Priesterbildung, vor dem akademischen Theologiestudium. Das Ringen im Leitungsteam des Trierer Priesterseminars um die „zeitgerechte“ Gestalt eines solch innovativen Ausbildungselementes und die durchweg positiven Erfahrungen mit den Priesterkandidaten der propädeutischen Phase waren Anlass und Motivation zur hier vorzustellenden Arbeit.

Das Propädeutikum steht heute als *ein* Element einer zeitgerechten Priesterbildung außer Frage. Nur wenige Tage nach Abgabe meiner Dissertationsschrift Anfang November 2006 hat dies unser Heiliger Vater, Papst Benedikt XVI. den zum Ad-limina-Besuch versammelten deutschen Bischöfen erneut verdeutlicht.

„Zeitgerechte Priesterbildung“ – so modern das Thema klingt, so wenig wird man sich dabei mit ein paar modischen, weil kurzatmigen Antworten begnügen können. Es genügen weder Kurse in zeitgemäßer Gesprächsseelsorge, noch intensive Andachtsübungen, so wichtig beides im Rahmen der Priesterbildung natürlich ist. Stellt man die Frage nach einer zeitgerechten Priesterbildung, so wird man zuerst einmal *die Zeit* in den Blick nehmen müssen, das Heute, die Kirchenstunde also, in der sich diese Priesterbildung ereignet. Weiter *den Priester*, der ja ebenfalls Teil dieser Kirchenstunde ist und auf dessen Berufsprofil hin ausgebildet werden soll. Schließlich müssen *die Kandidaten* angeschaut werden, die nicht aus dem Reformhaus einer heileren Welt stammen, sondern im Hier und Heute aufgewachsen sind und die unter den gegebenen Bedingungen Priester werden wollen. Alle drei Fragehorizonte kommen in meiner Arbeit ausführlich in den Blick. An dieser Stelle möchte ich schlaglichtartig einige Aspekte dieses weiten Themenfeldes vorstellen.

„Eine Gestalt von Kirche ist zu Ende.“, so der aus dem Bistum Trier stammende Bischof von Essen, Felix Genn. Etwas dynamischer formulieren es die französischen Bischöfe in ihrem Schreiben an die Gläubigen „*Proposer la foi*“: „Eine Welt geht unter und eine andere entsteht, ohne dass es ein vorgegebenes Modell für ihren Aufbau gäbe... Nun war die Kirche während ihrer ganzen Geschichte, besonders in Europa, tief verbunden mit... der Gestalt der Welt, die vergeht. Sie war nicht nur darin gut eingebunden, sondern sie hatte weitgehend zu ihrem Entstehen beigetragen, während demgegenüber die Gestalt der Welt, die es aufzubauen gilt, sich uns noch entzieht.“

Eine Welt geht unter, eine Gestalt von Kirche ist zu Ende. Was wir da verlieren oder zurücklassen, ist uns wohl bekannt. Wir betiteln es mit Begriffen wie der „konstantinischen Formation“, in der Kirche und Gesellschaft über 1700 Jahre praktisch identisch waren. Wir wissen auch, dass wir in Deutschland während der letzten 200 Jahre innerhalb dieser „konstantinischen Formation“ nochmals eine besonders intensive Zeit von Kirche und Kirchenbindung erlebt haben, die – etwas schillernd – als „katholisches Milieu“ oder, mir sympathischer, als „Goldenes Zeitalter“ bezeichnet wird und deren jüngstes Kind die Entdeckung von „Gemeinde“ am Beginn der 70er-Jahre war. Die Welt, die untergeht, ist uns also

sehr vertraut. Was aber an ihre Stelle treten wird, so sagen es die französischen Bischöfe und so erleben wir es selbst, entzieht sich noch unseren Blicken. In deutschen Publikationen, bischöflicher wie akademischer Provenienz, ist dieser zweite Teil des Gedankens weitaus seltener zu finden.

Wie sieht nun der Arbeitsalltag eines Priesters, speziell eines Pfarrers am Ende des „Goldenen Zeitalters“ aus? Ich könnte diese Frage schon mit einer Reihe von Beispielen aus der kurzen Zeit meiner Tätigkeit als Pfarrer einer 7000-Seelen-Gemeinde in einem Stadtteil von Trier ausschmücken, muss dies aber an dieser Stelle unterlassen. Auf jeden Fall gilt: Eine ganz überwältigende Mehrheit der Kirchenmitglieder – nicht überall sind es schon mehr als 95% wie in meiner Pfarrgemeinde Trier-Ehrang - nutzt inzwischen kirchliche Angebote allenfalls punktuell, dann durchaus dankbar, ohne daraus für sich erkennbare Konsequenzen, etwa eine regelmäßige Teilnahme an Sonntagsgottesdiensten oder ein Leben nach dem Evangelium und den Geboten der Kirche abzuleiten. Alle Versuche, sie zu aktiven Gemeindechristen zu machen, erscheinen erfolglos, bergen aber ein hohes Frustrationspotential für die haupt- und ehrenamtlichen Missionare. Für die Gemeinde ist diese Entwicklung über kurz oder lang existenzbedrohend und ein Ende ist nicht abzusehen: Die Gottesdienstbesucherzahlen befinden sich – wohlgermerkt auf höchst unterschiedlichem Niveau - überall in freiem Fall und mit dieser Schlüsselgröße stehen oder besser fallen sämtliche Vitalfunktionen von „Gemeinde“, so sie sich nicht auf die bezahlten „Profis“ abstützen können.

Auf der anderen Seite stehen hohe Erwartungen der Übrigen, der Fernstehenden, im Bereich der Diakonie und des rituellen Services. Dafür sind sie bereit, zumindest formell Glieder der Kirche zu bleiben und Kirchensteuer zu zahlen. Noch streiten sich die Soziologen, ob sich in diesem Verhalten bereits neue, de-institutionalisierte Formen einer hochgradig privatisierten Religiosität erkennen lassen, denen dann die Zukunft gehören würde – oder ob wir es mit den Rückzugsgefechten einer einstmaligen milieugestützten Religiosität der Massen zu tun haben, die mit dem konstatierten Traditionsabbruch auf Dauer nicht überlebensfähig wäre. In kirchlichen Kreisen sympathischer zur Kenntnis genommen wird Alternative eins. Belastbares empirisches Material beispielsweise aus Ostdeutschland oder aus Frankreich, liegt vor allem für Alternative zwei vor.

Die deutsche Kirche versucht bis zur Stunde aus unterschiedlichen Gründen, die an sie gerichteten Erwartungen in einem historisch nie dagewesenen Ausmaß, sozusagen „von der Wiege bis zur Bahre“, zu erfüllen. Fast gleichzeitig hat sie praktisch jeglichen Anspruch auf Befolgung ihrer Regeln und Gebote aufgegeben. Sie wird damit zum Dienstleister nicht nur im caritativen, sondern auch im rituellen Bereich. Der entscheidende Leistungsträger in diesem Sektor ist der Priester! Ohne ihn geht nichts. Kein Weißer Sonntag, kein Sterbeamt, keine feierliche Brautmesse. Und selbst da, wo es theologisch denkbar und sogar wünschenswert wäre, etwa bei nichteucharistischen Gottesdiensten, wird der Priester, besser der Pfarrer, ausgerechnet von den Fernstehenden als die eigentliche Symbolgestalt von Kirche identifiziert und entsprechend exklusiv angefordert. „Wie gut, dass wieder ein Pastor im Pfarrhaus wohnt“, so eine häufige Rückmeldung in den ersten Wochen meines Dienstes, auch von Menschen, denen ich in der Kirche bisher nicht begegnet bin. Die Symbolgestalt des Pfarrers, vielleicht auch als so etwas wie der Schamane eines Dorfes, darf auch in der gegenwärtigen, nicht mehr milieugestützten Konfiguration von Kirche in Deutschland nicht unterschätzt werden.

Eine Beschreibung der Kirche als ritueller und diakonischer Dienstleister will nicht recht zum konziliar/nachkonziliaren Selbstverständnis der Kirche passen, ganz gleich, ob man dabei mehr ihren Communio-Charakter, ihr Volk-Gottes-sein, oder, wie ich es in meiner Arbeit versuche, ihre Selbstbestimmung von der Eucharistie her, akzentuiert. Die sich aus dieser Spannung ergebenden Fragen, die sich unmittelbar auf das Priesterbild übertragen lassen, können hier nicht weiter bedacht werden. In meiner Arbeit habe ich dies ausführlich getan.

Ein zweites Problem: Der „Dienstleistungsagentur Kirche“ gehen die Dienstleister aus. Was sich landauf-, landab unter dem Stichwort „Priestermangel“ vollzieht, wird in den nächsten Jahren, zumindest in unserer Diözese Trier, dramatische Ausmaße annehmen. Hat es nach dem Zweiten Weltkrieg ganze 55 Jahre gedauert, bis sich hier die Zahl der Priester im aktiven Dienst halbiert hatte, so dauert die nächste Halbierung nur noch 12-13 Jahre. Wir befinden uns gerade im Jahr 3 dieser Entwicklung.

Woran liegt das? Die gegenwärtige Gestalt von Kirche ist nicht in ausreichendem Maß generativ, d. h. sie kann die personellen Ressourcen, derer sie bedarf – und dazu gehören nicht nur, aber auch die Priester –, nicht selbst aufbringen, weder für die Gegenwart, und erst recht nicht für die Zukunft.

Was sind nun aber die Bedingungen, die einen jungen Menschen, entgegen aller statistischen Wahrscheinlichkeit, trotzdem auf den Gedanken bringen, Priester werden zu wollen? Sind es außergewöhnliche Berufungserlebnisse, sind es die kirchlichen Megaevents der vergangenen Jahre oder sind es vielleicht die neuen geistlichen Gemeinschaften, auf denen ja für die Zukunft der Kirche die Hoffnungen so vieler ruhen. Ich sage es gleich vorweg: nichts von alledem.

Um u. a. diese Frage einigermaßen belastbar beantworten zu können, habe ich im Sommer 2005 unter den Kandidaten deutscher Priesterseminare eine quantitative Online-Umfrage durchgeführt, die mit einer Rücklaufquote von über 30% recht aussagekräftig ist.

Als Vergleichsdaten für meine Umfrage standen mir u. a. die Ergebnisse einer Studie unter deutschen Priesterkandidaten aus dem Jahr 1974 zur Verfügung. Die Resultate des Vergleichs sind im Grunde nicht überraschend, in ihrer Deutlichkeit und in ihren möglichen Konsequenzen dennoch erschreckend. Knapp zusammengefasst lässt sich sagen: Im Grunde hat sich in den letzten 30 Jahren im Hinblick auf den berufsbiographischen Hintergrund von Priesterkandidaten ziemlich wenig geändert. Junge Männer brauchen, um den Weg ins Priesterseminar zu finden, nach wie vor Elternhaus und Gemeinde als primäre Orte positiver Kirchenerfahrung und sie brauchen diese Erfahrungen heute sogar mehr als vor 30 Jahren.

Gemeinde. Dies ist die Form von Kirche, die Priesterkandidaten motiviert hat, sich mit der Frage einer priesterlichen Berufung auseinander zu setzen, nur diese Form kennen sie und haben sie als plausibel erlebt. Es steht zu erwarten, dass diese Priesterkandidaten als Priester auch wieder sehr stark das Ideal einer „christlichen Gemeinde“ bekannter Prägung vor Augen haben und versuchen werden, diese mit allen Kräften zu halten, zu reaktivieren, aufzubauen. Der uns bekannte Typus des Diözesanpriesters und des Priesterkandidaten ist ganz offenbar fester mit „Gemeinde“ als einer spezifischen Gestalt von Kirche *legiert*, als dies manch missionarische Aufbruchsrede glauben lässt.

Nun haben die hier nur kurz skizzierten Analysen aber ergeben, dass „Gemeinde“ in der uns bekannten Form in der Zukunft – vorsichtig formuliert – an Bedeutung verlieren wird. Lassen wir einmal die wichtigen Implikationen, die dieser spannungsreiche Befund für die deutsche Kirche und ihre Priester hat, außen vor und fragen nur nach den zu ziehenden Folgerungen für eine zeitgerechte Priesterbildung. Eine Möglichkeit wäre es, das Bestehende, da Bekannte zu reproduzieren. Also weiter auf den Pfarrer klassischer Prägung hin auszubilden. Dies käme den Erwartungen von vielen, nicht zuletzt der Priesterkandidaten selbst, sehr entgegen. Priesterbildung wäre in diesem Sinne, wie oft zu hören, systemerhaltend oder je nach Standpunkt: -konservierend. Für die Priesterbildung ist es sicher eine Versuchung, den aufgezeigten Spannungen auszuweichen durch eine Flucht in die vermeintlich heile Welt der Vergangenheit – und läge diese nur in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts. Ich meine aber, dass sie diesen Weg nicht gehen darf. Vielmehr muss sie die wesentlich nicht lösbaren Spannungen als ihren eigentlichen Ort begreifen.

Um diese herausfordernde Situation zu gestalten, möchte ich zum Schluss zwei Perspektiven aufzeigen, die mir für eine zeitgerechte Priesterbildung hilfreich erscheinen: die erste orientiert sich am schon erwähnten Schreiben der französischen Bischöfe „*Proposer la foi*“. Darin werden

die Christen zu einem ehrlichen Umgang mit der wesentlichen Zeitverwobenheit der Kirche aufgefordert, aus der sich Zeitgenossenschaft, ja Solidarität mit der Welt von heute in einem ganz neuen Sinn ergeben kann. Die Bischöfe sind zuversichtlich, dass das Evangelium seine zeitenwendende Kraft auch im Heute entfalten wird, wenn auch in Formen, die wir im Moment noch nicht kennen. „Ehrlichkeit“, „Zeitgenossenschaft“ und „Zuversicht auf die zeitenwendende Kraft des Evangeliums“ scheinen mir Elemente einer zeitgerechten Priesterbildung zu sein.

Für eine zweite Perspektive möchte ich eine eucharistisch zentrierte Priesterbildung vorschlagen. Dabei wäre die Feier der Eucharistie der erste Brennpunkt. Sie gehört als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ zum unaufgebbaren und unvertretbaren Proprium kirchlichen Selbstvollzugs, unabhängig von deren jeweiliger Sozialgestalt. Der zweite gleichwichtige Brennpunkt der Ellipse mit dem Namen „eucharistisch zentrierte Priesterbildung“ müssten „die Armen“ sein. Die lokalen und globalen Wundmale, die der Gekreuzigte heute trägt und in denen er allen, die ihm nachfolgen, begegnen will, sind integraler Bestandteil der *einen* Eucharistie. Eine für diesen Zusammenhang sensibilisierte Priesterbildung müsste „die Armen“ in den Mittelpunkt stellen, nicht nur in der notwendigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung, in gelegentlichen Praktika oder durch Spenden, sondern ganz alltäglich. „Eucharistische Solidarität“ ist keine im wohlwollenden Abstand, sondern fordert letztlich Schicksalsgemeinschaft, Mit-leid im wörtlichen Sinne heraus.

Priesterbildung, ich hoffe, so viel ist deutlich geworden, nimmt Teil an dem umfassenden Transformationsprozess, dem die ganze Kirche in der Gegenwart ausgesetzt ist und dessen Ausgang noch offen ist. Will Priesterbildung zeitgerecht sein, so muss sie diese unüberschaubare Situation als den Ort begreifen, an den sie gestellt ist und den sie nicht fliehen darf. Wenn es ihr gelingt, genau diese Positionsbestimmung auch den Kandidaten zu vermitteln, dann werden diese feststellen, dass Priestersein auch heute eine faszinierende Lebensaufgabe ist.

Nicolay, Markus: Zeitgerechte Priesterbildung. Berufsbiografische Analysen - systematische Vergewisserungen - pastoraltheologische Perspektiven, Münster 2007 (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik 30). Erscheint im Herbst 2007.

<http://www.lit-verlag.de/isbn/3-8258-0566-1>